Ein Ausflug zum Strand
von
Madame Blavatsky

Der folgende Auszug, übersetzt aus dem *Tiflis Messenger* vom 25. September (13. September nach dem alten russischen Kalender) 1878, verfasst unter dem Pseudonym „Voice“, ist beispielhaft für HPBs Erzählstil, der sich durch das gesamte Buch zieht. Er basiert auf einer tatsächlichen Reise die HPB, Oberst Olcott und ein TS-Mitglied im Juli 1878 nach East Hampton, NY* unternahmen.

Olcott hält in seinem Tagebuch fest, dass HPB während der Zeit die sie am Strand verbrachten, „eine höchst amüsante Erscheinung bot, als sie mit den Beinen in der Brandung planschte und eine kindliche Freude zeigte, fast so als befände sie sich in solch herrlichem Magnetismus“ (zitiert in Gomes’ *Dawning of the Theosophical Movement*, 1987, S. 184).

**In den späten 1870er Jahren wandelte sich East Hampton, New York, von einer ländlichen Bauerngemeinde zu einem beliebten Sommerurlaubsort, der Künstler und wohlhabende Familien anzog. Die Verlängerung der Eisenbahnstrecke nach Bridgehampton in den 1870er Jahren machte die Gegend besser erreichbar. Dies führte zur Entstehung von Pensionen und zum Bau von „Cottages“, viele davon im Shingle-Stil, auf ehemaligen Bauernhöfen und Weiden.*

Die Hitze ist tropisch. Die heißen, weißen Wände der Gebäude, die Eisenzäune der Gärten, die Geländer der Balkone und die schmiedeeisernen, durchbrochenen verzierten Stufen der Veranden in der Innenstadt, lassen die leidenden Bürger, die sie hinaufsteigen, auf den Zehenspitzen eilen. Am 6. Juli wurden allein in New York zweiunddreißig Fälle von Sonnenstich gezählt, und am 9. waren es sogar vierundsiebzig!
Derzeit haben die zentrifugalen Kräfte des Stadtlebens eindeutig die Oberhand über die zentripetalen. Alles und jeder eilt diesem heißen Stadtzentrum davon. Die „Voice“, angezogen von diesem allgemeinen Exodus, stellt sich nicht gegen den Menschenstrom der sie mitreißt. Heiser und nach Luft ringend erklimmt auch sie die hohen Treppen die zur Hochbahn führen, etwa achtzig Fuß über der Straße, und kauft eine Fahrkarte nach Coney Island. Sie macht es sich in einem der luxuriösen Wagen auf einem Sitz aus Seegras bequem und wartet darauf das die Bahn sie fünfzehn Meilen zum Ufer des nördlichen Flusses befördert. Die gesamte Vergnügungsfahrt kostet zehn Cent.



New Yorker Personendampflok in den 1870er Jahren

Der Zug rast dahin und befördert Tausende schwitzender Herren und Damen die sich Luft

zufächeln. Er schwebt hoch über den Köpfen der Fußgänger; er donnert entweder über die Dächer niedrigerer Häuser hinweg, oder rast wie ein Wirbelwind, nur wenige Schritte von den Fenstern im achten Stock höherer Gebäude entfernt. Alle ihre Fenster stehen offen und die Inneneinrichtung der Wohnungen ist deutlich zu sehen. Ihre Bewohner sind alle mehr oder weniger leicht bekleidet, und manchmal blitzen vor den Augen verlegener Fremder ziemlich kuriose und seltsame Bilder auf.

Wenn man von der Hochbahn spricht, die erst vor sechs Monaten für die Öffentlichkeit freigegeben wurde, darf man die Revolution der Vermieter nicht unerwähnt lassen, die die Stadt bedroht. Ganz New York beginnt sich mit solchen Bahnen zu überziehen. Sie kreuzen sich wie ein dichtes Netz über den Dächern der Gebäude und verdunkeln Gottes Licht.

Die Züge fahren alle Viertelstunde und verlaufen, wie bereits erwähnt, nur wenige Fuß von den Wänden und Fenstern einiger Häuser entfernt, beginnend um vier Uhr morgens und endend eine halbe Stunde nach Mitternacht. Stellen Sie sich die Lage der unglücklichen Bewohner dieser Straßen vor! Die Fenster in den Zimmern, in denen die Menschen im Sommer ersticken, nicht zu öffnen, kommt einem langsamen Tod gleich; öffnet man sie jedoch – so füllen sich die Räume sofort mit dichtem Rauch und Ruß. Letzterer setzt sich auf den Möbeln ab, schwärzt die Wände und ruiniert alles im Haus. Um das Vergnügen abzurunden, ertönt zwanzigundeinhalb Stunden von vierundzwanzig, alle fünfzehn Minuten, das seltsame Grollen und Pfeifen der Züge, direkt über den Köpfen der zum Tode Verurteilten.

Diese ständigen Donnerschläge erschüttern die Häuser bis in ihre Grundmauern. Die Bewohner müssen schreien und ihre Lungen strapazieren, da normale Sprache von diesem höllischen Lärm völlig übertönt wird. Das ständige Geplärr das auf die Nerven geht, treibt die Menschen in den Wahnsinn und Schlaf wird unmöglich. Achtunddreißig Ärzte haben im Namen ihrer Patienten eine Petition an die Eisenbahngesellschaft gerichtet. Diejenigen die dazu in der Lage waren sind in andere Stadtteile gezogen, und den Vermietern droht der völlige Ruin.



"*„Ich mache es mir in einem der luxuriösen Waggons bequem", schreibt die Stimme (HPB). Trotz der ersten Klasse blieben Zugfahrten zu jener Zeit sehr laut, anstrengend und holprig*

In der Zwischenzeit rasen wir wie ein Wirbelwind von einem Ende der Stadt zum anderen. Nun befinden wir uns am Ufer des Flusses, am Anlegeplatz, von wo aus Dampfschiffe die überhitzten Einwohner zu verschiedenen Inseln in der Umgebung von New York bringen.
Solche Inseln gibt es unzählige. Zwei der wichtigsten sind Coney Island und Long Island. Auf letzterer, die 118 Meilen lang und etwa 23 Meilen breit ist, liegen zahlreiche Dörfer verstreut, jedoch keine einzige Stadt. Coney Island ist das beliebteste Ausflugsziel der New Yorker. Das Baden im Meer ist dort wunderbar; wenn man jedoch mehrere Tage hintereinander dort verweilt, neigt man dazu eine Augenentzündung zu bekommen, so blendend ist der Glanz dieser riesigen, mit silberweißem Sand bedeckten Ebenen, die in der Sonne wie Schnee funkeln.
Riesige Dampfer, fünfhundert Fuß lang und so hoch wie dreistöckige Häuser, legen während dieser Sommersaison jede halbe Stunde von New York zu den Inseln ab. Gerade jetzt sind wir selbst dabei auf einem davon an Bord zu gehen.

Am Ufer herrscht Gedränge, Lärm und Geschrei. An Deck muss man fast um einen Stuhl kämpfen. Noch eine Minute und der Dampfer ist nur noch eine einzige dichte Masse aus Menschenköpfen; doch der freudige Gedanke, dass man in einer halben Stunde auf dem weichen Sand der Insel stehen wird, am Ufer des kühlen und grenzenlosen Ozeans, hält die schwindenden Kräfte aufrecht.
Ein Pfiff, ein schrilles Zischen, und der Dampfer legt ab, wobei er übrigens an acht verschiedenen Anlegestellen weitere Passagiere aufnimmt bevor er schließlich seine Reise antritt. Endlich wendet er ab und steuert auf das offene Meer zu.

Der Anblick ist wirklich grandios … die gesamte Küste ist mit Wäldern, üppigen Parks und Villen bedeckt. Der Hafen von New York ist, wie Kenner sagen, der schönste der Welt und übertrifft sogar den von Neapel. Je weiter man dem Meer entgegenfährt, desto märchenhafter wirkt der Hafen, wie eine grenzenlose azurblaue Weite. Er ist übersät mit Schiffen, Dampfern und Yachten. Riesig und einer der praktischsten auf der ganzen Erde, könnte er mehreren mächtigen Flotten als Zufluchtsort dienen und hätte immer noch reichlich Platz.
Nun haben wir Staten Island passiert, eine reizende Insel die an Amalfi in der Nähe von Neapel erinnert und hauptsächlich von Deutschen und den wildesten Mücken bewohnt wird. Der gesamte Hafen beginnt sich mit einem leichten Nebel zu bedecken, durch den Tausende von Fahnen mit vergoldeten Spitzen und anderen Verzierungen in der Sonne in einem bunten, feurigen Farbenspiel funkeln.
Nach und nach verschwindet auch das und verschmilzt mit der samtigen, schimmernden Ferne. Wir umrunden Governor’s Island mit ihren seit Kriegsende leerstehenden Kasernen; dann Fort Lafayette, wo die Ruinen einer einst mächtigen Festung, die für politische Verbrecher bestimmt war, traurig hervorragen, überwuchert von Gras. In unserer Zeit sind solche Verbrecher zu einer bloßen Legende geworden; sie haben sich zerstreut und sind verschwunden. . . .

Und nun leuchten in der bläulichen und nebligen Ferne die silbernen Ufer von Coney Island. Ein kühler und feuchter Luftzug steigt auf. Noch ein paar Minuten und wir sind an der Anlegestelle. Unsere Füße versinken tief im heißen Sand, doch eine frische Meeresbrise gibt uns neue Kraft. Die schwitzende Menge trocknet plötzlich ab, und alle eilen, auf allen möglichen Wegen zu den Strandhäuschen.

Ohne Vorwarnung stehen die Schützen auf dem Schießstand für ihre Zielübungen in Reih und Glied, manche Menschen überqueren wagemutig die Schusslinie, die zur Zielscheibe führt. Manchmal trifft eine verirrte Kugel ein lebendes Ziel. Doch das ist ein ganz übliches Ereignis und überrascht niemanden. . . . Es interessiert nur den Leichenbeschauer und die Versicherungsgesellschaften.



Frauen und Männer in gewöhnlicher Strandkleidung, East Hampton, NY, in den 1870er Jahren; ganz links ein Rettungsschwimmer

Die Anordnung der Badehäuser ist hier ganz anders als in Europa. Lange Reihen von Hütten sind etwa 150 Fuß vom Meer entfernt errichtet. Darin ziehen sich die Menschen aus und kleiden sich in die seltsamsten Kostüme: die Männer – in bunten Trikots; und die Damen in kurzen Flanellhosen und Jacken. Beide Geschlechter baden gemeinsam und laufen halbnackt und tropfnass am Ufer und auf der breiten Straße entlang. All dies geschieht ganz ruhig und ohne jegliche Verlegenheit. Brauchtum und Mode haben daraus einen vollkommen anständigen Zeitvertreib gemacht, der in der Stadt die äußerste Grenze der Unanständigkeit dargestellt hätte.
Junge Mädchen aus den höheren – Verzeihung, aus den reicheren – Kreisen klettern mit nackten Beinen auf die Schultern von Männern, finden ihr Gleichgewicht und tauchen kopfüber ins Meer. Diese sodom- und gomorrahische Gesellschaft zu beobachten, ist eine Reise auf die Insel wert. Und jenseits dieser lärmenden, im Wasser herumtollenden Menge, liegt der Ozean, der grenzenlos blaue Ozean, der jeden Sommer Dutzende unvorsichtiger Schwimmer heimtückisch verschlingt.
Nichts in der Natur erinnert uns so sehr an eine Frau wie der Ozean; seine Launen und Fantasien kommen und gehen schnell, und niemand kann ihre Stunde vorhersagen. Der Ozean erhält seine Farbe vom Himmel und seine Unruhe von den Luftströmungen. Seine bloße Existenz mit ihrem ständigen Flirt mit den Elementen und deren Spiegelung, hängt von diesen ab; doch trotzdem fordert er sie, genau wie eine Frau, ständig und kühn zum Kampf heraus. Wenn man sich ihm grob hingibt oder zu weit hinausschwimmt, wird es einen verächtlich und gnadenlos behandeln – und wie eine Frau versuchen, einen zu ruinieren. Behandelt man es hingegen sanft und klug und vertraut sich vorsichtig und ruhig seinen tückischen Wellen an, wird es einen auf seinen hohen Kämmen mitreißen und wie ein Kind an der Brust seiner liebenden Mutter wiegen.

Die Pflicht eines Theosophen gegenüber sich selbst . . .
Das niedere Selbst, durch das Höhere zu beherrschen und zu überwinden.
Sich innerlich und moralisch zu reinigen;
niemandes und nichts zu fürchten,
außer dem Gericht seines eigenen Gewissens.
Niemals etwas halbherzig zu tun;
d. h., wenn er es für richtig hält, soll er es offen und mutig tun,
und wenn es falsch ist, soll er es gar nicht erst anfassen.

H. P. Blavatsky
Der Schlüssel zur Theosophie
